

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 110.

Berlin, Dienstag den 14. September

1847.

Italien.

Programm der italienischen National-Meinung. Vom Marchese d'Azeglio.

Der Marchese Massimo d'Azeglio, dessen so wie des Grafen Balbo Schriften über die Hoffnungen und Aussichten Italiens im Sinne der gemäßigten Partei wir im „Magazin“ bereits mehrfach erwähnt haben, hat so eben eine neue sehr wichtige politische Schrift herausgegeben, die wir in diesen Blättern nicht unbefprochen lassen dürfen. Es führt diese, aus Rom im Juli 1847 datirte und uns von dort zugewandene, in Florenz gedruckte Schrift des in Piemont begüterten und dort sehr angesehenen Marchese den Titel: „Vorschlag zu einem Programme für die italienische National-Meinung“, *) und allem Anscheine nach, kann sie auch als das Programm der sich dieser Nationalmeinung anschließenden Regierungen des Kirchenstaats, Toskana's und Sardinien's gelten.

Wir wollen hier kurz über den Inhalt dieser Schrift referiren, welche nach einigen „einleitenden Gedanken“ folgende Ueberschriften enthält. 1) „Die Meinungen, die wir aussprechen, beziehen sich lediglich auf die gegenwärtigen Zustände Italiens.“ 2) „Der gegenwärtige Zustand der italienischen Staaten, sowohl einzeln als in ihrer Gesamtheit, den auswärtigen Mächten gegenüber betrachtet, ist mit der Würde und den Interessen der Nation in Widerspruch.“ 3) „Wir sind der Ansicht, daß die erste Bedingung, um die italienischen Interessen zu fördern, eine innige Vereinigung der Fürsten sey, zu dem Zwecke, sich gegenseitig die unabhängige Ausübung ihrer Souveränität zu verbürgen.“ 4) „Die Einigung der italienischen Fürsten, befestigt durch allseitige Bestrebungen zu nützlichen Reformen, wird ihnen die Liebe der Völker gewinnen und auf unerschütterlichen Grundlagen ihre Autorität befestigen können.“ 5) „Damit eine innige Vereinigung der italienischen Fürsten wirksam sey und alle ihre guten Früchte tragen könne, ist es im Interesse der Völker, jedes Motiv zu beseitigen, durch welches sie in den Augen der Fürsten Verdacht erregen, und sich ihnen loyal anzuschließen, um mit ihnen zusammen zum Vortheile der Nation zu wirken.“ 6) „Damit eine aufrichtige und vertrauensvolle Vereinigung zwischen Fürsten und Fürsten, wie zwischen Fürsten und Völkern, zu Stande komme, muß der italienische Theil Italiens **) baldigst volle Freiheit des Handelns haben und seine Politik, so wie die Handlungen seiner Regierungen, in der seinen Interessen nützlichsten Weise einrichten; auch muß Italien, so viel es seine gegenwärtigen Zustände nur irgend zulassen, seines Rechtes auf Rationalität uneingeschränkt genießen.“ 7) „Um eine Vereinigung der Fürsten und Völker und diejenigen Vortheile zu erlangen, die daraus hervorgehen, halten wir nur offene und loyale Mittel für nützlich, übereinstimmend mit dem Grundsätze, Kraft in der Wahrheit und Gerechtigkeit zu suchen, gestützt auf die Zustimmung der öffentlichen Meinung und auf das richtige Gefühl der Menschen.“ 8) „Damit die loyalen, vernunftgemäßen und rechtschaffenen Mittel immer mehr Einfluß auf die Menschen gewinnen und ihre wohltätigen Folgen haben, ist es nothwendig, das sittliche Gefühl zu kräftigen.“ 9) „Die Zustimmung der öffentlichen Meinung, wenn das sittliche Gefühl in ihr vorherrschend, glauben wir erlangen zu können, wenn wir politische Grundsätze an den Tag legen, die auf Gerechtigkeit, auf die Realität unserer gegenwärtigen Zustände und auf die daraus hervorgehende Nothwendigkeit ihrer Anwendung gegründet sind.“

Man wird bereits aus diesen Ueberschriften die ruhige, gemäßigte und ihres Zweckes sich bewußte Ansicht des Verfassers erkennen; um jedoch auch einen tiefern Blick in seinen Gedankengang thun zu lassen, wollen wir hier die einleitenden Worte der Schrift mittheilen, auf deren weiteren Inhalt zurückzukommen wir uns vorbehalten:

„Das Studium jener moralischen Aufregung, die seit langer Zeit innerhalb der christlichen Civilisation sich bemerklich macht, die in der französischen Revolution sich in einer um so mächtigeren Weise kundgab, als sie von der Erfahrung noch nicht geleitet und geläutert war, und die unter neuen Formen und mit neuer Entwicklung bis auf unsere Zeit sich fortgesetzt, ist für die gegenwärtigen Verhältnisse fruchtbar an großen Lehren und nützlichen Anwendungen. Ihre uns bereits zu fern liegenden ursächlichen Momente übergehend,

wird es genügend seyn, wenn wir hier einen Blick auf die Epoche seit jener Revolution bis auf unsere Zeit werfen.

„Dieser Zeitraum von ungefähr sechzig Jahren zerfällt in zwei Stadien, welche durchaus verschiedene Charaktere und Formen darbieten.

„Das erste Stadium, um das Jahr 1793 beginnend und bis zum Jahre 1815 dauernd, zeigt uns die Idee vorherrschend von dem durch die Gewalt unterstützten Recht: hier war es also die materielle Gewalt, welcher gehuldigt wurde.

„Das zweite Stadium dagegen zeigt uns die Idee vorherrschend von dem durch die Vernunft unterstützten Recht: hier ist es also die moralische Gewalt, welcher gehuldigt wird.

„In Italien, mit welchem wir uns hier nur zu beschäftigen denken, erscheinen die Uebergänge der öffentlichen Meinung von der Huldigung der materiellen zu der der moralischen Gewalt deutlich ausgedrückt in den Begebenheiten der letzten 32 Jahre, in der beständigen Abnahme der Anwendung gewaltsamer und in der fortdauernden Zunahme der Anwendung rationaler Mittel.

„Die seit 1815 bis jetzt gemachten Versuche, die politische Freiheit oder die nationale Unabhängigkeit zu fördern, haben, je näher sie den Epochen der Republik und Napoleons waren, einen um so größeren Hange gezeigt, der materiellen Gewalt zu vertrauen; je weiter entfernt sie dagegen von jenen Epochen sind, um so mehr haben sie diesem Hange entsagt, und um so stärker wurde ihr Vertrauen zu der Macht des Sittlichen.

„Die Revolutionen in Neapel und Turin von 1820—21 waren die bedeutenderen, die heftigeren, die am meisten durch verborgene Mittel und geheime Gesellschaften vorbereitet, welche letzteren ebenfalls eine Folge des Vertrauens in die materielle Gewalt sind, der die Schwachen lediglich durch List und Heimlichkeit entgetreten zu können glauben, vermittelst deren sie ihrerseits in den Besitz jener Gewalt zu kommen hofften.

„Die Bewegungen im Jahre 1831, von viel geringerem Umfang, blieben auch auf einen kürzeren Zeitraum beschränkt, weil das Vertrauen zu gewaltsamen Mitteln sich vermindert hatte. Die Urheber jenes Aufstandes ergingen sich in Publicationen und Manifesten, wodurch sie eben zeigten, daß sie der moralischen Macht ein viel größeres Gewicht beilegen, als es 1820 geschehen war, und daß sie es damals schon herausfühlten, wie in Zukunft alle wirkliche und nachhaltige Gewalt in jener Macht sich concentriren würde.

„Dieses Gefühl, das sich in den folgenden zwölf Jahren noch mehr entwickelte, machte, daß der Aufstand in Bologna, 1843, noch bedeutungsloser war und der von Rimini, 1845, ganz spurlos vorüberging.

„Die geheimen Gesellschaften und die Tendenz, im Stillen und Verborgenen zu wirken, welche, wie wir bereits gesagt, Folge und Ausdruck des Kultus der materiellen Gewalt sind, sind mit diesem selbst nach und nach verschwunden.

„Eine nothwendige Folge des neuen Vertrauens in die moralische Macht mußte seyn, daß man von der einen Seite geeignete Mittel suchte, um auf die öffentliche Meinung einzuwirken, von welcher jene Macht zum großen Theil ausgeht; von der anderen Seite jedoch allen gewaltsamen oder geheimen und darum auf die öffentliche Meinung unwirksamen Maßregeln, die nur der materiellen Gewalt den Weg bahnen, entsagte.

„Dies war genau der Gang der Dinge.

„Viele Italiäner sehen ein, daß, um von der öffentlichen Meinung die größtmögliche Stütze zu erlangen, die Annahme von Grundsätzen nothwendig sey, welche so wenige Interessen, als nur irgend möglich, verletzen, d. h. also gemäßigte Grundsätze, und daß man zugleich diesen Grundsätzen alle mögliche Oeffentlichkeit verleihen müsse.

„Dieser als richtig erkannte Weg wurde zuerst von den verschiedenen Fractionen der liberalen Partei eingeschlagen; nach und nach wurde er alsdann, wenn auch nicht eingeschlagen, doch gebilligt von jenen Männern selbst, die durch ihre gesellschaftliche Stellung, durch Standesrückichten, durch ein Gefühl des Widerstrebens gegen die liberalen Ideen — einer Folge der revolutionären Erzeße — sich politischen Neuerungen immer abgeneigt gezeigt hatten. Ein großer Theil der Geistlichkeit, sehr viele Regierungsbeamte näherten sich den mit Mäßigung ausgedrückten und einer größeren Zahl von Interessen annehmlich gemachten liberalen Meinungen. Einige italienische Fürsten gaben zu erkennen, daß sie ihnen nicht entgegen seyen. Die Erhebung Pius des Neunten und das weise, edelmüthige Programm seiner künftigen Verwaltung, das in dem Amnestie-Dekrete enthalten war, bekehrte dann zur gemäßigten Fortschritts-Ansicht auch noch jene ansehnliche Fraction, welche jede Idee so-

*) Proposta d'un programma per Popolone nazionale italiana: Di Massimo Azeglio. Firenze, Felice Le Monnier, 1847.

**) Der Ausdruck „italianischer Theil Italiens“ wird in der vorliegenden Schrift immer im Gegensatz zum „österreichischen Theile Italiens“ gebraucht.

cialer oder politischer Verbesserung für unverträglich mit der Religion hielt, und bewog sie, auch ihrerseits den neuen Weg einzuschlagen. Dergestalt befindet sich nun die gemäßigte Partei in solcher Majorität, daß man sie fortan nicht mehr Partei, sondern: „Italiänische National-Meinung“ nennen muß.

„Wenn indessen in Italien selbst kein Zweifel mehr herrscht über diese schöne Eintracht der Gemüther, so ist dies doch keinesweges im Auslande der Fall, welches gemeinlich sehr unrichtige und von den hier entwickelten Ideen abweichende Begriffe von unseren Angelegenheiten hat.

„In England, in Frankreich, in Deutschland denkt man, daß von den liberalen Italiänern ein Theil sich nur die Gracchen, oder Masaniello, oder Cola di Rienzi zum Vorbild und Muster genommen, ein anderer Theil in den Regionen des Abstrakten und Unmöglichen sich bewege, ein dritter Theil endlich seine Wünsche nach politischem Fortschritt nur in Canzonen und Sonetten ausströme, so wie daß der italiänische Rationismus sich fort und fort mit Verschwörungspänen und im Dunkel der geheimen Gesellschaften vorbereiteten Aufständen beschäftige, im Uebrigen aber zu allen weisen und verständigen Ansichten, zu rechtshaffenen und erreichbaren Wünschen und zu einem wohlüberlegten, mit Entschlossenheit, Ausdauer und Mäßigung ausgeführten Verfahren ganz unfähig sey.

„Wenn Europa ein solches Urtheil über uns fällt, so war dies bisher vielleicht unsere eigene Schuld. Jetzt hat uns jedoch die harte Schule des Unglücks erfahrener gemacht. Die Italiäner haben einen neuen Weg, den der Eintracht, Klugheit und Mäßigung, kennen gelernt. Sie glauben es zu verdienen, daß Europa sein Urtheil modifizire, sie fordern dasselbe auf, ihren Prozeß zu residiren, sie rufen seine Gerechtigkeit an und rechnen auf seine Sympathien. Damit es in den Stand gesetzt werde, seine Meinung über uns festzustellen, hat man es für nützlich und rechtzeitig erachtet, in einer Schrift die Grundsätze, die Wünsche, die Mittel, den Zweck der gemäßigten italiänischen Fortschritts-Partei zusammenzustellen, welche jetzt, wie wir oben gesagt, fast die ganze Nation in sich begreift.

„Dies ist der Zweck der gegenwärtigen Schrift, welche wir Europa mit der Sicherheit Desjenigen überreichen, der die Wahrheit sagt und Gerechtigkeit will, die wir aber mit Schüchternheit auch der Zeit selbst widmen, welcher sie eine Erinnerung an langes und leider nicht ganz unverdientes Mißgeschick gewähren soll.“

Nord-Amerika.

Der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko.

(Fortsetzung.)

Die letzten Tage des März waren gekommen, ohne daß die einander gegenüberstehenden Heere etwas Anderes als gegenseitige Recognoscirungen unternommen hätten. Von nun an aber schoben die Amerikaner stärkere und zahlreichere Erkundigungsstrüpps auf das mexikanische Gebiet vor, gingen darauf über den Rio-Bravo del Norte und rückten somit in den Staat Tamaulipas ein. Das amerikanische Heer hatte sich in zwei Corps getheilt, von denen das schwächere, unter Taylor, am 22. März 1846, am Meeresufer unweit des Vorgebirges St. Isabel, eine Stellung, die es mit einer aus 4 Dampf- und 7 anderen Schiffen bestehenden und an der Mündung des Rio-Bravo stationirten Flotte in Verbindung brachte. Wenn der amerikanische General noch in der Täuschung verharrte, daß er die Sympathien der mexikanischen Bevölkerung — Sympathien, welche die Verschiedenheit der Rassen unmöglich macht — gewinnen könne, so mußte doch nunmehr diese Illusion gänzlich schwinden, denn er sah nur noch rauchende Trümmerhaufen von Häusern und Hütten, welche die Einwohner verlassen hatten, um sein Lager.

Das andere, unter General Worths Befehl stehende Corps lagerte bei Matamoros Posso. Die Invasion war also geschehen, obgleich der General Taylor immer noch von seinen friedlichen Absichten sprach. Nicht anders handelte Worth. Er hatte sich kaum auf mexikanischem Gebiet und fast in den Vorstädten von Matamoros festgesetzt, als er an den in Matamoros kommandirenden mexikanischen General Mejia einen Parlamentair abschickte, der um eine Zusammenkunft Mejias mit Worth anhielt. Nach einigen Schwierigkeiten schickte der mexikanische General einen seiner Offiziere an Worth ab, allein auch dies führte weniger zu einer Aenderung der Verhältnisse als dazu, daß man von beiden Seiten wußte, woran man war. Es ergab sich, daß der General Taylor auf Befehl seiner Regierung auf das linke Ufer des Rio-Bravo übergegangen und angewiesen war, seine Stellung zu behaupten, bis die Differenz wegen der Gränze gelöst sey. Dabei versicherte Worth die durchaus friedlichen Absichten der Amerikaner und sprach die Hoffnung aus, daß die freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Völkern keine Störung erleiden möchten. Dagegen erklärte der mexikanische Unterhändler, daß die Ueberziehung eines großen Theiles des Staates Tamaulipas durch amerikanische Truppen nur als eine Kriegserklärung angesehen werden könne, und daß, so lange die Fahnen der Union auf dem Gebiet der Republik weheten, keine Unterhandlung möglich sey. Vergebens suchte Worth zu beweisen, daß die Bewegungen der amerikanischen Truppen als Feindseligkeiten nicht betrachtet werden dürften, der mexikanische Unterhändler erklärte, daß, wenn das Gebiet der Republik nicht frei gegeben werde, man dies für eine Kriegserklärung ansehen und den General Taylor für alle Folgen der Invasion verantwortlich machen müsse. Auf diese Weise endigte die Zusammenkunft.

Sie war indess für den General Mejia nicht ohne allen Nutzen. Er zog,

während die Nordamerikaner den Ausbruch der Feindseligkeiten verzögern zu können hofften, die meisten der Verstärkungen, welche er erwartete, an sich. Das Armeecorps von Tampico, die Division des Generals Pedro Ampudia vereinigte sich mit ihm. In wenigen Tagen konnte das mexikanische Heer dem Feinde vollständig gegenüberstehen.

Zum General en chef war Mariano Arista, Santana's alter Waffengefährte, bestimmt, und wenn der Muth allein den Feldherrn macht, so hätte keine bessere Wahl getroffen werden können. Unglücklicherweise war selbst Arista's Patriotismus nicht über allen Argwohn erhaben. Es ist das traurige Schicksal Mexico's, daß es alle Keime der Auflösung in sich trägt.

Während Arista's Truppen täglich neue Verstärkungen erhielten, ward das amerikanische Heer durch zahlreiche Desertionen immer schwächer. Die Lage desselben in der Stellung von St. Isabel war noch precärer, als sie es bei Corpus Christi gewesen war. Taylor brauchte die eine Hälfte seiner Kräfte dazu, um der anderen das Ausweichen zu verwehren und um auf die Deserteure zu schießen, die über den Fluß schwammen, um zum Feinde überzugehen. Ein ferneres System der Unthätigkeit war für beide Theile unmöglich geworden, als die letzten Tage des April die Kunde brachten, daß der amerikanische Geschäftsträger in Mexico seine Pässe begehrt und erhalten habe. So war denn der durch die Bewegungen Worths und Taylors thatsächlich ausgedrohte Krieg endlich in offizieller Weise erklärt.

II.

Arista's erste Operationen zeigten ihn als keinen ungeschickten Taktiker. Er ließ den General Torrejon mit 1200 Pferden und 200 Infanteristen über den Rio-Bravo gehen, mit dem Befehl, sich zwischen das amerikanische Hauptquartier und St. Isabel zu werfen. Der Uebergang über den Fluß geschah ohne Widerstand, und einige Tage darauf wurden die Feindseligkeiten durch ein Scharmügel, in welchem der Vortheil auf Seite der Mexikaner blieb, eröffnet. Wichtiger, als dieser Vortheil, war Torrejon's Uebergang über den Rio-Bravo und seine Stellung zwischen dem amerikanischen Lager und St. Isabel. Die Mexikaner hatten durch diese Bewegung die Communicationslinie der Amerikaner mit dem Meere und ihrer Flotte abgeschnitten. Hätten Arista und Torrejon den Feind hierauf gleichzeitig auf beiden Ufern des Rio-Bravo angegriffen, die Amerikaner wären in eine sehr kritische Lage gerathen. Arista konnte also über seinen ferneren Plan schlechterdings in keinem Zweifel seyn, und die traurige Lage seines Landes gebot ihm, etwas Entscheidendes zu wagen. Der zerrüttete Zustand der Finanzen hatte den General Paredes zu einem Dekret veranlaßt, kraft dessen alle Besoldungen, Pensionen und Gratifikationen um ein Viertel reduziert wurden, nur die Offiziere und Soldaten in aktivem Dienst waren von dieser Maßregel ausgenommen. Paredes' Dekret war von einer gebieterischen Nothwendigkeit diktiert worden, denn die Blokade des Golfs durch die amerikanische Flotte hatte den Staat fast aller seiner Einkünfte beraubt. Zu der Invasion gestellten sich Unfälle im Innern. Jucatan trennte sich von Mexico, der General Alvarez erregte im Staat Acapulco einen sozialen Krieg, einen Krieg zwischen den verschiedenen Klassen; er entwarf die Häfen und verkaufte das Geschütz derselben an die Amerikaner. Die indianischen bravos (Wilden), ihren Waffenschlund brechend, drangen in Masse aus ihren Eindämmungen hervor. Der Staat Zacatecas, der Staat Sonora wurden mit Feuer und Schwert heimgesucht. Die Apachen nahmen das Dorf Opato weg und mahlten daselbst 132 Personen nieder. Von da rückten sie bis an die der Gränze nächste Präside vor und hielten sie fünf Tage eingeschlossen. Diese selben Apachen — man muß dies hinzufügen — die sonst nur Bogen, Pfeile und Keulen gebrauchten, waren in blauen Wämmsen mit rothen Aufschlägen uniformirt, trugen eine militärische Kopfbedeckung und zeigten sich zum erstenmal mit Karabinern bewaffnet. Eine solche Thatsache erinnert an jene indianischen Invasionen, von denen die ersten mexikanischen Ansiedler in Texas sich angegriffen sahen; sie beweist, daß diesmal, wie damals, jene wilden Banden nur die Vorhut der amerikanischen Kolonisten bildeten. Während endlich die indianischen Stämme der westlichen Wüsten die Gränzen des Staats Sonora anhielten, lösten die Stämme des Innern, in seinem Herzen selber, tausend Gräueln aus. Ueberall waren die Wälder mit Flüchtigen gefüllt, die in ihnen Schutz vor den Wilden suchten. Mexico schien allen Leiden, die ein Land heimsuchen können, preisgegeben zu seyn.

Unter solchen Umständen mußte Arista zur Entscheidung eilen; statt dessen blieb er unthätig, um endlich durch ein falsches oder verrätherisches Mandat das durch seine Saumseligkeit herbeigeführte Uebel noch ärger zu machen. Seine Bewegung namentlich nöthigte Torrejon seine Stellung aufzugeben, und die Amerikaner konnten so ihre Verbindung mit St. Isabel und ihrer Flotte wiederherstellen. Am 7. Mai 1846 standen die beiden Heere in der Ebene von Palo-Alto einander gegenüber. Es kam zur Schlacht, und die Mexikaner räumten nach einem verzweifelten Widerstande das Feld! Es wäre, obwohl die Truppen bedeutend gelitten hatten, noch nichts verloren gewesen, hätte sich nicht Entmuthigung in ihren Reihen verbreitet. Die Soldaten beklagten sich laut, man habe sie verrathen und verkauft, das Mißtrauen gesellte sich zur Muthlosigkeit, und mit der Gewißheit, geschlagen zu werden, sochten sie in dem Treffen des folgenden Tages. Dieses war eigentlich nur ein langer Rückzug; die mexikanische Armee, genöthigt, über den Rio-Bravo, den sie passiert hatte, zurückzugeben, warf sich nach Matamoros und die amerikanischen Fahnen flatterten siegreich am linken Ufer des Flusses.

Bis hierher war wenigstens eine gewisse Folgerichtigkeit in den Bewegungen der Mexikaner wahrzunehmen; was wir von nun an zu berichten haben, ist gar kein ernstlicher Krieg mehr. Am 10. Mai stand in Matamoros noch eine Besatzung von 4000 Mann, die Kavallerie hatte an beiden Treffen keinen Theil genommen und zählte 1000 Pferde; es waren das Elemente, die zu ei-

nem erneuten Widerstande benutzt werden konnten. Aber weit entfernt, an dergleichen zu denken, entschied ein im mexikanischen Lager versammelter Kriegsrath, daß Matamoros nicht haltbar und mit dem Feinde über einen Waffenstillstand in Unterhandlung zu treten sey. Taylor wies den Vorschlag zurück. Das hatte man vorausgesehen. Arista hatte sich nur das Ansehen geben wollen, als habe er vor Antritt seines Rückzuges zuvor alles Mögliche versucht. Am 17. Mai mit Einbruch der Nacht begann die retrograde Bewegung; um 9 Uhr ward Matamoros geräumt, und am 18ten früh schon zählte das ausgerückte Truppencorps 1000 Köpfe weniger, so sehr nahm die Desertion überhand. Die Strapazen der Soldaten, die bei der Fahne ausharrten, lassen sich nicht beschreiben. Der unglückselige Rückzug artete endlich in eine vollständige Flucht aus. Zwölf Tage nach der Räumung von Matamoros kam das Corps in Linares und Monterey an: es zählte noch 2628 Mann. Es war dies am 29. Mai; am 4. Juni forderte Arista seinen Abschied, zugleich begehrte er, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden.

Die Amerikaner rückten in Matamoros, kurz darauf in Reynosa und Camargo ein; schon waren sie in drei Staaten — in Tamaulipas, Coahuila und Nuevo-Leon eingedrungen, schon bezeichneten sie dieselben als Republik des Rio-Grande. Treu ihrem temporisirenden System, suchten die Generale der Union die Bevölkerungen der eroberten Landstriche zu täuschen und sich nicht als Eroberer, sondern als Befreier darzustellen. Die Propaganda folgte der Invasion auf dem Fuße, und ein in spanischer sowohl als englischer Sprache erscheinendes Journal mußte den Beweis führen, daß, von dem Eindringen der Amerikaner in Mexiko an, für die eroberten Länder eine Aera wunderbarer Glückseligkeit unter derselben Regierungsform beginnen werde, welcher die Vereinigten Staaten ihre Macht und Größe verdankten. Inzwischen drangen die wilden Indianerstämme aufs neue aus ihren Einöden hervor, partielle Invasionen in den Staat Coahuila sogar und in Chihuahua versuchend. Das Zusammentreffen dieser ihrer Züge mit den Bewegungen des amerikanischen Heeres läßt uns mit Recht daran zweifeln, ob die Ketter Mexiko's es wirklich so ehrlich meinen, als sie vorgeben. Auch hatte die amerikanische Propaganda noch keine besondere Resultate gewonnen, als in Mexiko eine Revolution ausbrach, die der Union, deren Truppen sie die Anarchie zur Bundesgenossin gab, wirksamere Dienste leisten wird.

Paredes' monarchische Tendenzen waren allgemein bekannt. Der aufgeklärte Theil der Nation billigte diese Tendenzen, und nur der General Alvarez, unangreifbar in seinen Willkürheiten des Südens, stand als Borkämpfer der demokratischen Sache da. Gräneltthaten, wie sie selbst in Mexiko unerhört sind, waren im Namen dieser Sache in der Gegend von Acapulco von einigen Borden von Banditen begangen worden, und in den ersten Tagen des Juli erklärte sich im Staate Jalisco, wo es nicht besser herging, als in Acapulco, ein factioser Haufen gegen Paredes. Den Alerus nicht minder als die Anhänger der Monarchie hassend, bemächtigten sich die Insurgenten gewaltsam der Kirchen und Klöster, in die sie Besatzung legten.

Die Reserve-Armee, die unter Paredes' Befehl den Amerikanern entgegengehen sollte, war nicht im Stande, diese schmächtlichen Unordnungen zu unterdrücken. Auch mußte, wenn die Anarchie im Innern gebändigt werden sollte, zuvörderst der äußere Feind zurückgetrieben werden. Paredes verließ also Mexiko mit seiner Division, um sich an die Spitze der in San-Luis, Linares, Saltillo und Monterey versammelten Truppen zu stellen. Allein nur seine Gegenwart in Mexiko hatte bisher die demokratische Partei im Jügel gehalten; sie zögerte nicht, seine Abwesenheit zu benutzen. Paredes selbst, verlassen von seinen Soldaten, mußte ins Exil wandern. Am 4. August erklärte sich der General Don Mariano Salas, der Befehlshaber der in Mexiko zurückgebliebenen Truppen, gegen Paredes und forderte in offizieller Weise die Regierung auf: 1) einen neuen Kongreß nach dem Wahlreglement von 1824 (der ersten mexikanischen Constitution) wählen und die monarchische Regierungsform als in Mexiko niemals einführbar erklären zu lassen, 2) alle guten Bürger, die Verbannten mit einbegriffen, zur Vertheidigung des Vaterlandes aufzufordern und dem wohlverdienten General Santana das Ober-Kommando über das gegen die amerikanische Invasionsarmee bestimmte Heer zu übertragen. Salas, unzufrieden mit der ausweichenden Antwort, die er erhielt, erklärte nun, daß innerhalb zweier Stunden die Frage gelöst seyn müsse, und da in der von ihm festgesetzten Frist keine Antwort erfolgte, wollte er eben zum Angriff schreiten, als zwei Parlamentaire erschienen, die auf die Ernennung einer Kommission zur Verhandlung über die streitigen Punkte antrugen. Die Unterhandlung sollte um 3 Uhr beginnen; nur die Commissaire der Insurgenten stellten sich zur Zeit ein. Als sie eine Stunde gewartet, erhielten sie seitens der Regierung eine neue Mittheilung, der gemäß um 7 Uhr ein Kriegsrath versammelt werden sollte, um Solas wegen seiner Forderungen zu bescheiden. Solas aber verlor die Geduld und umringte den Palast der Regierung, die sich ein neues Versprechen entreißen ließ, nämlich daß ihre Commissaire sich um 9 Uhr in der Platerosstraße einfänden sollten. Diese, durch den Vicepräsidenten Bravo ernannt, stellten sich diesmal eine Stunde früher ein, und eine lange bis in den nächsten Morgen hinein dauernde Diskussion erfolgte. Man kam endlich überein, daß die Regierung ihre Functionen niederlegen und Solas bis zu Ankunft Santanas mit der höchsten Autorität besetzt werden sollte. Die Revolution war beendet; Paredes' Verwaltung hatte sieben Monate gedauert.

III.

Santana langte am 15. September, am Vorabend der zur Feier der mexikanischen Unabhängigkeit eingelegten Festlichkeiten, an. Mit diesem Takt hatte er diesen Tag zu seinem Einzuge in die Hauptstadt gewählt; er erinnerte dadurch an die „glorreiche“ Revolution und an die Dienste, die er derselben geleistet. Auch wurde nie ein Monarch mit größerem Pomp empfangen, als er,

und gleich einem Triumphator sah er sich in einer Stadt, die achtzehn Monate vorher sogar seine Blüthe verschwinden ließ, aufgenommen. Als er im Empfangsaale des Regierungspalastes angelangt war, erhob sich Solas, der bisher mit der höchsten Autorität besetzt war, vom Präsidentensitze, ging ihm entgegen und bot ihm den Platz, welchen er verlassen, an; allein Santana weigerte sich, ihn einzunehmen, er sagte, daß in keiner Weise dieser Sessel ihm gebühre und ließ sich auf einen anderen nieder, um so den Unterschied bemerklicher zu machen, der zwischen dem Feldherrn, der zugleich das Haupt der Nation sey, und zwischen dem bloßen General der mexikanischen Truppen bestünde. Er antwortete darauf mit jenem Fluß der Rede, welcher ihn charakterisirt, auf die Anreden des Generals Solas und der kirchlichen und richterlichen Körperschaften, begab sich sodann in die Kathedrale, wo neue Ehrenbezeugungen ihn erwarteten und zog sich darauf in seinen Palast von Tacubaya zurück.

Der Moment der ersten Begeisterung war kaum vorüber, so schien der General der mexikanischen Heere, nur mit seiner Gesundheit und den Entwürfen seines Ehrgeizes beschäftigt, in die vollkommenste Unthätigkeit zu versinken. Es läßt sich jedoch begreifen, daß diese Unthätigkeit nicht von Dauer seyn konnte. Die Last der Geschäfte wurde dem General Solas zu schwer. Zwar hatte die Regierung in Washington nochmals Friedensvorschläge gemacht, allein Mexiko hatte sich geweigert, vor dem — auf den 6. Dezember 1846 bestimmten — Zusammentritt des Kongresses Unterhandlungen anzuknüpfen. Während dieser Zeit hatte die Invasion zwar langsame, dennoch aber furchtbare Fortschritte gemacht. Der General Ampudia, der Arista im Kommando des Heeres an der Gränze ersetzt hatte, schrieb, daß die Amerikaner, nachdem sie Camargo mit einer Besatzung versehen, 6000 Mann stark gegen Monterey vorrückten. In Neu-Mexiko waren 2000 Mann eingefallen, und der Gouverneur Armijo hatte sich genöthigt gesehen, nach Paso del Norte zurückzugeben. Der Hafen von San-Blas war blockirt, Kalifornien angegriffen. Ein Dekret des Generals Solas rief alle Mexikaner von 16—50 Jahren zu den Waffen und bestimmte das Contingent der verschiedenen Staaten auf 30,000 Mann. In Mexiko selbst bildete sich aus dem Auswurf der Bevölkerung eine National-Miliz, ebenfalls kraft eines Dekrets, welches auf diese Weise die Hauptstadt einem furchtbareren Feinde, als es der äussere war, preisgab. Es fehlten nur noch die nöthigen Geldmittel, um den Feldzug zu eröffnen. Die patriotischen Anerbietungen, welche die Bürger der verschiedenen Staaten gemacht hatten, waren zu sehr aus bloßer Großthuerie geschehen, als daß sie von besonderer Wirksamkeit gewesen seyn sollten. Aller Augen wendeten sich daher nach dem Schlosse von Tacubaya, wo Santana, immer noch krank, anscheinend in Unthätigkeit verharrte, als man erfuhr, daß er auf seine Güter so viel Geld aufgenommen, als nöthig war, um die noch in Mexiko stehende Reserve-Brigade auszurüsten zu lassen. Diese Brigade konnte also ihren Marsch antreten. Das Regierungs-Journal, in einer Aufwallung des Enthusiasmus, verglich das edle Benehmen des Gouverneurs mit der Laubheit der anderen reichen Bürger und rief ihnen, Santanas Beispiel nachzuahmen, wenn sie nicht erleben wollten, daß das souveraine Volk, mit Recht erbittert über solchen Egoismus, sich ihrer Schätze bemächtigte, um sie den das Vaterland vertheidigenden Soldaten zukommen zu lassen. Es war das ein Wink, der sich nicht gut vernachlässigen ließ. Der Alerus willigte ein, auf seine Besitztungen eine Hypothek von zwei Millionen Piastern einzutragen zu lassen, die Großhändler und reichen Eigenthümer boten ein Darlehn von 300,000 Piastern und machten sich anheischig, in einer Frist von 14 Tagen, dann monatlich, eine gleiche Summe aufzubringen.

Am 28. September endlich rückte Santana, nachdem er eine feierliche Messe in der Kirche der heiligen Jungfrau von Guadeloupe, der besonderen Schutzheiligen Mexiko's, gehört, an der Spitze von zwei Infanterie-Corps und acht Geschützen nach San-Louis Potosi aus, wo er die Masse der Bescheidenheit abwarf, die ihm bisher nöthig erschienen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Michaelische Bibliothek.

Als wir vor vier Jahren in diesen Blättern unser Bedauern darüber ausdrückten, daß die Oppenheimersche Bibliothek für Deutschland verloren gegangen, hätten wir nicht geglaubt, daß eine Voraussetzung, die wir bei dieser Gelegenheit ausgesprochen, so bald Lügen gestraft werden würde. Wir sagten nämlich, daß, obwohl die Verhältnisse der hiesigen königlichen Bibliothek im Jahre 1829 mit daran schuld gewesen, daß die Schätze der Oppenheimerschen Bibliothek nach Oxford statt nach Berlin gekommen, doch bei wieder eintretender Gelegenheit andere Maßregeln vorwalten würden. Unsere Vermuthung steht beschämt da, denn abermals war an demselben Orte, in Hamburg, eine kostbare, an seltenen Druckwerken noch reichere Sammlung, und abermals ging sie denselben Weg über den Ocean, mit dem Unterschiede, daß die Oppenheimersche 1829 nach Oxford und die Michaelische 1847 nach London geht! Wir müssen mit einigen Worten bei dem Inhalte der letzteren verweilen und bei den Schritten, die gethan wurden, um sie für die hiesige königliche Bibliothek zu erwerben. Sie ist ja jetzt ausländisches Gut und enthält Werke, deren Verfasser noch vor kurzem in jedem Lande, selbst wo sie geboren waren und wirkten, für Fremdlinge galten, und sie bildet demnach einen wohlberechtigten Gegenstand für das Magazin.

Heimann Joseph Michael in Hamburg, von dem der gelehrte Bibliograph

Dr. Hoffmann in Hamburg sagt, er sey ein von ihm und Vielen hochgeehrter Gelehrter *), hat mit großen Kosten und der umfassendsten Sachkenntnis eine Bibliothek hebräischer Handschriften und Druckwerke gesammelt, wie sie in keinem Lande und zu keiner Zeit noch war, selbst die Oppenheimerische und die De Rossische nicht ausgenommen. Viele Unica, viele Incunabeln aus den ersten Zeiten, viele Pergamentdrucke, viele Prachteremplare, viele Werke in Palästina gedruckt, die sonst nie nach Europa gekommen, und viele Autographa vereinigen sich in dieser Sammlung, für welche Agenten in Italien, Polen, Türkei und Afrika wie Freunde überall wirkten. Der treffliche Mann war fortwährend mit der Vervollständigung seines Schatzes beschäftigt, und was noch mehr ist, er hat reiche Materialien zu einer großartigen Bibliographie der rabbinischen Literatur angelegt, und er hätte gewiß ein Werk geliefert, welches eben so die Gelehrten befriedigt, wie es einem längst fühlbaren Bedürfnisse abgeholfen haben würde, wenn er nicht am 10. Juni 1846, vom Schlage getroffen seiner Thätigkeit durch den Tod entzogen worden wäre. Der Verstorbene hinterließ seiner Familie die Weisung, die Bibliothek wo möglich nicht zu zerstreuen und sie im Vaterlande zu erhalten. Demgemäß wandten sich auch die Erben mit Anträgen nach Berlin, und der Herr Oberbibliothekar gab die Versicherung, daß er Alles in seiner Gewalt thun werde, um die Sammlung zu erwerben. Die Besitzer forderten damals einen Preis von 20,000 Thlr., die königliche Bibliothek aber forderte vor Allem ein Verzeichniß. Das Verzeichniß scheint nicht eingefendet, dagegen der Preis im vorgelegten Ministerium zu hoch gefunden worden zu seyn. Jedenfalls blieb hier Alles still und die Kauflust gemäpigt, während der Buchhändler Asher, als Agent des British Museum, energische Schritte that, die Sammlung für letzteres Institut zu erwerben, was ihm vor einigen Wochen auch gelungen ist, und zwar, wie wir hören, zu einem geringeren Preis als die oben geforderte Summe. Einen Katalog hat man vor mehreren Monaten zu machen angefangen, der jetzt bis zum 28ten Bogen vorgeschritten ist, aber von Seiten der Genauigkeit und Geschicklichkeit viel, sehr viel zu wünschen übrig läßt.

Welcher Gestalt eine in ihrer Art so einzige Sammlung für die königl. Bibliothek in Berlin verloren gehen konnte, nachdem sich eine so bestimmte Kauflust ausgesprochen, begreifen wir nur zum Theil und mögen Andere rechtfertigen. Gewiß ist, daß von mancher gelehrten Seite, sowohl christlicher als jüdischer, warme Wünsche in dieser Beziehung an das hohe Unterrichtsministerium ergangen sind, aber wahrscheinlich hat das oft wiederholte: „Es ist kein Geld da!“ jeden Wunsch und jede Energie zurückgeschreckt.

Es gab im Jahre 1846 noch Gelehrte, die so voll Gutmüthigkeit waren, daß sie glaubten, wenn die königl. Bibliothek die Sammlung nicht ankauft, so würden es reiche Hamburger oder Berliner Juden in Gemeinschaft thun, wie es im vorigen Jahrhundert Johann David Michaelis vermuthete (S. Magazin 1843 Nr. 133), und sollten diese keinen Sinn dafür haben, so würde doch diesmal der fromme Rothschild in Frankfurt sich einen Schatz nicht entgehen lassen, welcher alle Weisheit und alle Uebersetzungen in sich faßt. Leichtgläubige Thoren! Israel Jacobson war der letzte der Juden in Berlin, der letzte, der sein Wissen und Wollen, sein Thun und Leiden zur Beredlung seiner Glaubensgenossen und ihrer Geisteswerke darbot; der Indifferentismus der Gegenwart läßt sich nicht in seinem Dolcesartente hören, die Gebildeten sagen: was geht's mich an, die Ungebildeten: was geht's mir an, und damit ist die Angelegenheit erledigt.

Aber für Rothschild möge mir noch Raum zu einigen Zeilen vergönnt seyn:

Herr Anselm v. Rothschild in Frankfurt am Main ist als ein höchst wohlthätiger Freund der Armen bekannt, Juden und Christen wissen Anekdoten aus der Geschichte seines Edelmuths zu erzählen, und alle vereinigen sich in der Feier seiner Freigebigkeit. Um so schwerer wird es uns aber bei solcher Lage der Dinge, die Frage zu beantworten: Wo sind die bleibenden Denkmäler des Herzens und des Geistes, die sich dieser Erde setzen? Jeder herumtreibende Talmudist aus Polen, Jeder, der sich für einen solchen ausgiebt, jeder unwürdige Abenteurer und Schmarotzer, Jeder, der in jüdischer Literatur macht, darf auf reiche Unterstützung des Frankfurter Krösus rechnen; Tausende von würdigen Armen und unwürdigen Menschen, die aus Bettel ein Gewerbe machen, werden jährlich in seinem Hause beschenkt, und große Summen werden auch wohlthätigen Anstalten gereicht. Aber wie heißen denn die Anstalten, die Rothschild selbst gegründet? Wo sind die Schulen, die seinen Namen tragen? Welches sind die Werke der Wissenschaft und der Kunst, die seinem Mäcenat ihre Entstehung verdanken? Und doch wäre es dem so unermesslich reichen Manne leicht, so Vieles zu schaffen, und doch wäre es ihm Bedürfnis, gleichwie Epaminondas sich durch Leuktra und Mantinea bleibende Thaten an Kindesstatt geschafft, durch solche Schöpfungen seinen Namen fortzupflanzen. Wie ich höre, sind ihm von mehreren Seiten Wünsche zugegangen, diese Bibliothek zu kaufen; ein Kauffilling von 20,000 Thlr. und eben so viel für Erhaltungskosten ist ja für einen Rothschild ein winziges Sümmlen, für ihn der in einer Minute Hunderttausend gewinnen und verlieren kann. Er hat selbst einen Neffen, der sich ganz, wie man erzählt, von den sündigen Freuden dieser Welt in die reinen Lehren der Rabbinen zurückgezogen, und dennoch hat dieser sonst

so edle und freigebige Mann keinen Sinn für den Ankauf der Michaelschen Bibliothek gehabt! Vor einigen Wochen ist ihm, nach dem Berichte der Zeitungen, ein schwarzer Schwan entflohen, der 1200 Gulden gekostet, er weiß demnach für solchen Luxus nicht geizig zu seyn, aber wüßte er erst, welche schwarze Schwäne von größter Seltenheit und zauberhaftem Gefieder in jener Sammlung waren, er hätte diese Schwäne nicht entfliegen lassen!

S. 21.

Mannigfaltiges.

— Der elektrische Telegraph. Während Morse und Robinson in Amerika, Steinheil in Deutschland, und in Rußland ein Mitglied der kaiserlichen Familie, der Herzog von Leuchtenberg, sich mit der Vervollkommnung jener wunderbaren Entdeckung der neueren Zeit, des elektrischen Telegraphen, beschäftigen, wird auch in England, wo sein Gebrauch zuerst ins praktische Leben überging, unablässig daran gearbeitet, ihn auszubilden und die Sphäre seiner Nützlichkeit zu erweitern. In London haben vor kürzerer Zeit die Herren Brett und Little einige wesentliche Verbesserungen an demselben zu Stande gebracht, die, ihrer Angabe zufolge, seine Wirksamkeit bedeutend erhöhen müssen und worüber das Athenaeum nachstehende Details giebt: Das Streben der Erfinder war hauptsächlich dahin gerichtet, erstens ein beständigeres und stärkeres elektrisches Fluidum zu erzeugen, und zweitens durch eine neue Einrichtung des Zifferblattes und des Zeigers den Communicationen eine größere Sicherheit und Genauigkeit zu verschaffen, als das bisherige System zuließ. Die erhöhte Kraft wird durch einen Prozeß erreicht, der die Kupfer- und Zinkplatten der Batterie von dem Zinkvitriol befreit, der sich gewöhnlich darin anhäuft und ihre Wirkung schwächt. Der Apparat besteht aus drei Mulden, die eine über der anderen liegen. Die höchste ist ein Reservoir, welches die erregende Kraft, eine verdünnte Schwefelsäure, enthält; die mittlere ist die galvanische Batterie, in der sich die Kupfer- und Zinkplatten befinden, die durch Fächer oder Abtheilungen von feinem Sand getrennt sind, und die unterste Mulde fängt die Flüssigkeit auf, die, nachdem sie langsam durch kleine, im Boden des Reservoirs angebrachte Oeffnungen aus diesem in die Batterie getropft ist, durch den Sand der letzteren filtrirt und dann tropfenweise in die unterste Mulde fließt. Der Sand, der die Metallplatten umgiebt, wird auf diese Weise von der Flüssigkeit durchdrungen, und da stets ein neuer Vorrath von Schwefelsäure hinzukommt und das verdorbene Fluidum eben so regelmäßig entfernt wird, so wird die Bildung von krystallisirtem Zinkvitriol durch diesen selbstreinigenden Prozeß verhindert und die ganze Oberfläche der Platten den Wirkungen der Schwefelsäure ausgesetzt. Wie man gefunden hat, enthält die in der untersten Mulde zurückbleibende Flüssigkeit eine ansehnliche Beimischung von Zinkvitriol, der nach der gewöhnlichen Verfahrmethode sich an die Platten ansetzt und die Wirkung der Schwefelsäure auf das Metall erschwert haben würde. Die zweite Verbesserung ist das Alphabet und die Veränderung in der Einrichtung des Zifferblattes. Die bisher gebrauchten Zeiger waren gewöhnlich Magnete, und bei ihren immerwährenden Schwingungen haben elektrische und andere atmosphärische Einflüsse manche Ungewißheit und Verwirrung in den Mittheilungen veranlaßt. Die neuen Zeiger hingegen sind nicht magnetisch und durchaus keiner Vibration unterworfen; das Zifferblatt aber enthält jeden Buchstaben des Alphabets, so daß keine Zeichen oder Abkürzungen nöthig sind und jedes Wort angeschrieben und in seiner wahren Gestalt übersandt werden kann. — Die Erfinder haben in ihrer Werkstätte siebenzehn Instrumente nach diesem Plan eingerichtet, die eben so viele Stationen vorstellen, und die Drähte, welche sie unter einander verbinden und durch welche sich das elektrische Fluidum ergießt, haben im Ganzen eine Länge von nicht weniger als 1000 engl. Meilen.

— Jonathan Birch. Am 8. d. M. starb auf Schloß Bellevue, unweit Berlin, 64 Jahr alt, Herr Jonathan Birch, ein englischer Schriftsteller, welchem die Ehre gebührt, einer der Ersten gewesen zu seyn, der seinen Landsleuten die Meisterwerke des deutschen Genies in einem ihrer würdigen Gewände vorgeführt hat. Schon in seiner Jugend (1806—7) hielt er sich eine Zeitlang in Deutschland, namentlich aber in Königsberg und Memel, auf, wo er sich zuerst mit der deutschen Sprache und Literatur bekannt machte; hier war es auch, wo er die innigste Verehrung für das preussische Königshaus faßte, welches die Wechselfälle des Kriegs damals an die äußersten Gränzen des Reichs geführt hatten — eine Verehrung, der er bis an sein Ende treu geblieben ist. Nach seinem Vaterlande zurückgekehrt, begann er mit der gewissenhaften Sorgfalt und dem unermüdelichen Fleiße, die ihn auszeichneten, an einer Uebersetzung des „Faust“ zu arbeiten, die unter den vielen Versionen dieses Gedichts, welche vor- und nachher in England erschienen sind, einen ehrenvollen Platz behauptet; sie ist übrigens die einzige, die das Original vollständig — mit Einschluß des zweiten Theils — wiedergiebt. Seine letzte große Arbeit war die Uebersetzung des Nibelungen-Liedes, über die wir bereits in einer vorjährigen Nummer unseres Magazins eine Notiz gaben und die er kurz vor seinem Hintritt vollendete, indem er noch am Morgen seines Todes die Dedications (an Se. Maj. den König von Preußen) seiner Tochter in die Feder diktirte. Das Werk wird nächstens hier (in der Dunderschen Buchhandlung) im Druck erscheinen.

*) Siehe Verzeichniß einer Sammlung von Büchern aus der Bibliothek des verstorbenen Herrn S. J. Michael. Hamburg, 1847, S. Vorrede.